

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Hesse, Hermann
Sämtliche Werke in 20 Bänden und einem Registerband

Band 15: Die politischen Schriften. Eine Dokumentation

© Suhrkamp Verlag
978-3-518-41115-5

SV

Hermann Hesse
Sämtliche Werke

Herausgegeben
von Volker Michels

Band 15
Die politischen Schriften

Hermann Hesse
Die politischen Schriften

Eine Dokumentation

Suhrkamp Verlag

Erste Auflage 2004

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2004

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der
Übersetzung, des öffentlichen Vortrags sowie der
Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen,
auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer
Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Copyrightangaben zu den einzelnen
Texten am Schluß des Bandes.

Satz: pagina GmbH, Tübingen

Druck: Friedrich Pustet, Regensburg
Printed in Germany

ISBN 3-518-41115-2

Der Erste Weltkrieg

Ich wurde neulich mit dem Landsturm hier auf dem Konsulat gemustert, bot mich dann als Freiwilliger an, werde aber nicht genommen.¹ Nun kann es lange gehen, bis ich doch noch drankomme, und möglicherweise komme ich vorher nach Deutschland, um irgendwo etwas zu helfen und näher dabeizusein. An geistige Arbeit etc. ist doch nicht zu denken, der literarische Betrieb stockt wie jeder andere. [...]

Wenn man nur aus diesem Krieg ein Ende und eine Perspektive sähe! Die Bündnisse und Interessen sind so verquickt, daß alles ungewiß wird und ganz Europa den Schaden haben muß, abgesehen vielleicht von England, das zusieht und auf den Profit wartet. Dies Volk, aus dem ich so viele liebe und feine Einzelne hochschätze, ist jetzt in einer fatalen und traurigen Lage, moralisch betrachtet. Der einzige Trost ist, daß so viele wohldenkende Engländer selber laut gegen diese infame Politik opponieren. Aber inzwischen verblutet halb Deutschland, und Frankreich geht zugrunde; denn die Engländer werden ihm den Schaden gewiß nicht bezahlen. Da es jetzt doch einmal auf Tod und Leben geht, kann man nur wünschen, es möchte in Indien Aufruhr geben oder es möchte der englischen Flotte ein großes Malheur passieren. Wenn das geschähe, und wenn Österreich halbwegs aushält, dann könnte Deutschland beim Friedensschließen die erste Stimme haben, und es wäre für Leben und Kultur der nächsten Zukunft etwas zu hoffen. Andernfalls käme England obenauf, und dann wäre Europa in Händen dieser Geldsäcke und der analphabeten Russen, dann könnten wir alles, was uns lieb und heilig ist, nur noch als eine Art von Geheimkult weiterpflegen. Ich persönlich habe zu Deutschland freilich ein sehr großes Vertrauen, und selbst wenn andre Träume unerfüllt bleiben, muß ja diese riesige moralische Aufrüttelung uns am Ende irgendwie nützen und guttun, trotz der Opfer. Aber sowohl eine Stärkung Rußlands wie die tiefe Schwächung Frankreichs ist für die Gesamtheit verhängnisvoll,

1 Am 1. 8. 1914 war u. a. mit der Kriegserklärung Deutschlands an Rußland der Erste Weltkrieg ausgebrochen. Hesse, seit 1912 als Auslandsdeutscher in der Schweiz lebend, hatte sich beim deutschen Konsulat in Bern als Kriegsfreiwilliger gemeldet, wurde aber wegen »hochgradiger Kurzsichtigkeit« am 29. 8. 1914 zurückgestellt.

und das ist das Furchtbare an diesem großen Krieg, daß vermutlich dabei die am besten wegkommen, denen es am wenigsten zu gönnen und zu wünschen ist. Menschlich sind mir ja Russen wie Engländer lieb und nahe, aber politisch und kulturell ist beiden eine Stärkung nicht zu wünschen. [...]

Hier spricht man vom Kriege verständig und mit viel Sympathie für Deutschland; die welsche Schweiz aber soll ganz französisch gesinnt sein. Gefährlich würde dieser Zwiespalt, falls die Schweiz (etwa durch eine Beteiligung Italiens) mit hineingezogen würde. Jetzt geht es hier ruhig und friedlich zu, nur leiden Handel und Erwerb natürlich sehr, und das Land hat Mühe, die Kosten der Mobilisation zu tragen. Ganz sicher ist man ja jetzt nirgends, außer etwa in Amerika! Ich denke viel an Tsingtau und stelle mir oft vor, in welcher Lage jetzt die Deutschen sein mögen, die bei Kriegausbruch in Indien, Singapore etc. waren. Von dem Herschleppen farbiger Truppen nach Europa, womit England immer renommiert, erwarte ich gar nichts. Die Japaner werden sich schon nicht zu weit einlassen, bekämen auch zu Lande sicher Prügel, und die indischen und australischen Truppen würden keinen europäischen Winter vertragen. Auch haben ja schon die englischen Elitetruppen, die in Belgien waren, sich nicht bewährt.

Wir bangen jetzt auf den Verlauf der russischen Offensive in Galizien¹ und auf das Ergebnis des vermutlich letzten deutschen Kampfes mit der halb umzingelten französischen Armee.² Wenn Deutschland dort endgültig siegt, wird man eben doch auf Paris losgehen müssen, und wenn Frankreich seinen Verbündeten treu bleibt, wird Paris arg bluten müssen. Das wäre sehr schade, und Frankreich würde sich kaum mehr ganz davon erholen. Es ist ein Jammer, daß die kulturelle Freundschaft, die zwischen

1 Die Russen waren in Ostpreußen und Galizien weit in deutsches und österreichisches Gebiet vorgestoßen. Das führte im Norden zur Schlacht bei Tannenberg. Im Süden kam es zu einer mühsamen Verteidigung der Karpatenpässe durch die Österreicher.

2 Der deutsche Feldzugsplan (Schlieffen-Plan) erstrebte die Entscheidung im Westen durch ein großes Umfassungsmanöver, bei hinhalten der Kampfführung im Osten. Der Plan scheiterte durch die Schlacht an der Marne. Aus dem »vermutlich letzten deutschen Kampf« wurde somit ein bis 1918 anhaltender Stellungskrieg.

Deutschland und Frankreich schon im Gang war, keine politische werden konnte!¹

(Aus einem Brief vom 9. 9. 1914 an seinem Vater in Korntal)

Ich war bei Beginn des Krieges verreist² und habe seither auf meine Einberufung zum deutschen Landsturm gewartet. Da ich jedoch noch nicht eingezogen worden bin, stehe ich Ihrem Hilfskomitee, falls ich irgendwie etwas nützen kann, zur Verfügung. Es müsste jedoch eine Tätigkeit hier in Bern sein.

(Aus einem Brief vom September 1914 an Harry Maync, Bern)

Am Krieg plagt mich zur Zeit am meisten die Brutalität, mit der über alles Politische und Soldatische hinaus allgemeine Geisteswerte verachtet und bespuckt werden. Schon die mit wohlfeiler Bravour gegen Hodler³ gerittene Attacke war entbehrlich, aber der allgemeine Boykott gegen Kunst und Dichtung »feindlicher« Völker ist eine arge Entgleisung und zeigt allzu deutlich, daß wir Fortgeschrittenen mit unsern Kultur- und Menschheitsgedanken noch eine schwächliche Minderzahl von Sonderlingen sind. In diesen Dingen ist die Schweizer Presse nett und vernünftig. [...] Schade, ich könnte jetzt die schönsten Kriegsnovellen schreiben, aber es stünde mir wie der Sau das Chemisle.

(Aus einem Brief vom 25. 10. 1914 an Conrad Haußmann, Stuttgart)

-
- 1 Dafür hatte sich Hesse in den Jahren 1907-1912 als verantwortlicher Herausgeber des Kulturteils der Zeitschrift »März«, München besonders eingesetzt.
 - 2 Am 1. 8. 1914, dem Schweizer Nationalfeiertag, besuchte er seinen damals achtjährigen Sohn Bruno in einem Erholungsheim am Thuner See. Vgl. die Erinnerung »Zwei August-Erlebnisse«, SW 2, S. 165.
 - 3 Am 19. 9. 1914 war die Kathedrale von Reims von der 2. deutschen Armee beschossen worden. Daraufhin protestierte neben den französischen Zeitungen »Le Matin« und »Le Figaro« auch der Maler Ferdinand Hodler in der Presse der französischen Schweiz. Der »Simplicissimus« vom 20. 10. 1914 beantwortete diesen Protest mit einer Karikaturenfolge »Das ästhetische Ausland«, worin der – in Genf lebende – Ferdinand Hodler als Franzose »Hodlère« lächerlich gemacht wurde. Der Zeichner der Bildfolge war Th. Th. Heine, der Texter Ludwig Thoma. Vgl. Katalog zur Marbacher Hesse-Ausstellung 1977, S. 134, herausgegeben von Friedrich Pfäfflin u. d. T. »Hermann Hesse 1877-1977. Stationen seines Lebens, des Werkes und seiner Wirkung«.

O Freunde, nicht diese Töne!

Die Völker liegen einander in den Haaren, und jeden Tag leiden und sterben Ungezählte in furchtbaren Kämpfen. Mitten zwischen den aufregenden Nachrichten vom Kriegsschauplatz fiel mir, wie das so geht, ein längst vergessener Augenblick aus meinen Knabenjahren ein. Da saß ich, vierzehnjährig, an einem heißen Sommertag in Stuttgart in dem berühmten schwäbischen Landexamen, und als Aufsatzthema wurde uns diktiert: »Welche guten und welche schlechten Seiten der menschlichen Natur werden durch einen Krieg geweckt und entwickelt?« Meine Arbeit über dies Thema beruhte auf keinerlei Erfahrung und fiel entsprechend traurig aus, und was ich damals, als Knabe, unter Krieg sowohl wie unter Kriegstugenden und Kriegslastern verstand, stimmt nicht mehr mit dem zusammen, was ich heute so nennen würde. Aber im Anschluß an die täglichen Ereignisse und an jene kleine Erinnerung habe ich über den Krieg in dieser Zeit viel nachgedacht, und da jetzt doch einmal der Brauch eingerissen ist, daß Männer der Studierstube und des Ateliers ihre Meinungen hierüber kundgeben, scheue ich mich nicht länger, auch die meine auszusprechen. Ich bin Deutscher, und meine Sympathien und Wünsche gehören Deutschland, aber was ich sagen möchte, bezieht sich nicht auf Krieg und Politik, sondern auf die Stellung und Aufgaben der Neutralen. Damit meine ich nicht die politisch neutralen Völker, sondern alle diejenigen, die als Forscher, Lehrer, Künstler, Literaten am Werk des Friedens und der Menschheit arbeiten.

Da sind uns in letzter Zeit betrübende Zeichen einer unheilvollen Verwirrung des Denkens aufgefallen. Wir hören von Aufhebung der deutschen Patente in Rußland, von einem Boykott deutscher Musik in Frankreich, von einem ebensolchen Boykott gegen geistige Werke feindlicher Völker in Deutschland. Es sollen in sehr vielen deutschen Blättern künftig Werke von Engländern, Franzosen, Russen, Japanern nicht mehr übersetzt, nicht mehr anerkannt, nicht mehr kritisiert werden. Das ist kein Gerücht, sondern Tatsache und schon in die Praxis getreten.

Also ein schönes japanisches Märchen, ein guter französischer Roman, von einem Deutschen noch vor Kriegsbeginn treu und liebevoll übersetzt, muß jetzt totgeschwiegen werden. Eine

schöne, gute Gabe, mit Liebe unserm Volk dargebracht, wird zurückgestoßen, weil einige japanische Schiffe Tsingtau bekriegen. Und wenn ich heute das Werk eines Italieners, eines Türken, eines Rumänen lobe, so darf das nur mit dem Vorbehalt gelten, daß nicht vor Beendigung des Abdrucks in diesen Völkern ein Diplomat oder Journalist die politische Lage ändert!

Andererseits sehen wir Künstler und Gelehrte mit Protesten gegen kriegführende Mächte auf den Plan treten. Als ob jetzt, wo die Welt in Brand steht, solche Worte vom Schreibtisch irgendeinen Wert hätten. Als ob ein Künstler oder Literat, und sei er der beste und berühmteste, in den Dingen des Krieges irgend etwas zu sagen hätte.

Andere nehmen am großen Geschehen teil, indem sie den Krieg ins Studierzimmer tragen und am Schreibtisch blutige Schlachtgesänge verfassen oder Artikel, in denen der Haß zwischen den Völkern genährt und ingrimmig geschürt wird. Das ist vielleicht das Schlimmste. Jeder, der im Felde steht und täglich sein Leben wagt, habe das volle Recht zu Erbitterung und momentanem Zorn und Haß, und jeder aktive Politiker ebenso. Aber wir anderen, wir Dichter, Künstler, Journalisten – kann es unsere Aufgabe sein, das Schlimme zu verschlimmern, das Häßliche und Beweinenswerte zu vermehren?

Gewinnt Frankreich etwas, wenn alle Künstler der Welt gegen die Gefährdung eines schönen Bauwerkes protestieren? Gewinnt Deutschland etwas, wenn es keine englischen und französischen Bücher mehr liest? Wird irgend etwas in der Welt besser, gesünder, richtiger, wenn ein französischer Schriftsteller den Feind mit gemeinen Schimpfworten bewirft und das Heer zu tierischer Wut aufzustacheln sucht?

Alle diese Äußerungen, vom frech erfundenen »Gerücht« bis zum Hetzartikel, vom Boykott »feindlicher« Kunst bis zum Schmähwort gegen ganze Völker, beruhen auf einem Mangel des Denkens, auf einer geistigen Bequemlichkeit, die man jedem kämpfenden Soldaten ohne weiteres zugute hält, die aber einem besonnenen Arbeiter oder Künstler schlecht ansteht. Ich nehme von vorneherein alle diejenigen von meinem Vorwurf aus, denen schon vorher die Welt bei den Grenzpfählen aufhörte. Die Leute, denen jedes der französischen Malerei erteilte Lob ein Greuel war und denen bei jedem Fremdwort der Zornschweiß

ausbrach, die sind es nicht, von denen hier die Rede ist, die tun weiter, was sie vorher taten. Aber die anderen alle, die sonst mit mehr oder weniger Bewußtsein am übernationalen Bau der menschlichen Kultur tätig gewesen sind und jetzt plötzlich den Krieg ins Reich des Geistes hinübertragen wollen, die begehen ein Unrecht und einen groben Denkfehler. Sie haben so lange der Menschheit gedient und an das Vorhandensein einer übernationalen Menschheitsidee geglaubt, als dieser Idee kein grobes Geschehen widersprach, als es bequem und selbstverständlich war, so zu denken und zu tun. Jetzt, wo es zur Arbeit, zur Gefahr, zum Sein oder Nichtsein wird, an jener größten aller Ideen festzuhalten, jetzt kneifen sie aus und singen den Ton, den der Nachbar gerne hört.

Wohlverstanden, dies geht nicht gegen die vaterländische Gesinnung und die Liebe zum eigenen Volkstum. Ich bin der letzte, der in dieser Zeit sein Vaterland verleugnen möchte, und es würde mir nicht einfallen, einen Soldaten vom Erfüllen seiner Pflicht abzuhalten. Da man jetzt einmal am Schießen ist, soll geschossen werden – aber nicht des Schießens und der verabscheuungswürdigen Feinde wegen, sondern um so bald wie möglich eine höhere und bessere Arbeit wieder aufzunehmen! Es wird jetzt jeden Tag viel von dem vernichtet, wofür alle Gutgesinnten unter den Künstlern, Gelehrten, Reisenden, Übersetzern, Journalisten aller Länder sich ihr Leben lang bemühten. Das ist nicht zu ändern. Töricht und falsch aber ist es von jedem, der je eine einzige helle Stunde lang an die Idee der Menschheit, an eine internationale Wissenschaft, eine nicht national beschränkte Schönheit in der Kunst geglaubt hat, wenn er jetzt, über das Ungeheure erschrocken, die Fahne wegwirft und sein Bestes mit in den allgemeinen Ruin schmeißt. Ich glaube, es sind sehr wenige, es ist vielleicht nicht einer unter unseren Dichtern und Literaten, in dessen Gesamtwerk später einmal das Beste das sein wird, was er heute im Zorn der Stunde gesagt und geschrieben hat. Es ist auch unter ihnen, soweit sie überhaupt ernst zu nehmen sind, nicht einer, dem Körners Vaterlandslieder im Herzen lieber wären als die Gedichte jenes Goethe, der sich vom großen Befreiungskrieg seines Volkes so merkwürdig fernhielt.

Ja eben, rufen jetzt die Nurpatrioten, dieser Goethe ist uns immer verdächtig gewesen, er war nie ein Patriot, und er hat den

deutschen Geist mit jener milden, kühlen Internationalität ver-seucht, an der wir lang gelitten haben und die unser deutsches Bewußtsein merklich geschwächt hat.

Da sitzt der Kern der Frage. Goethe war nie ein schlechter Patriot, obwohl er Anno 1813 keine Nationallieder gedichtet hat. Aber über die Freude am Deutschtum, das er kannte und liebte wie nur einer, ging ihm die Freude am Menschentum. Er war ein Bürger und Patriot in der internationalen Welt des Gedankens, der inneren Freiheit, des intellektuellen Gewissens, und er stand in den Augenblicken seines besten Denkens so hoch, daß ihm die Geschicke der Völker nicht mehr in ihrer Einzelgewichtigkeit, sondern nur noch als untergeordnete Bewegungen des Ganzen erschienen.

Mag man das einen kühlen Intellektualismus schelten, der im Augenblick ernster Gefahr zu schweigen habe – es ist dennoch der Geist, in dem die besten deutschen Denker und Dichter gelebt haben. An ihn zu erinnern und an die Mahnung zu Gerechtigkeit, Mäßigung, Anstand, Menschenliebe, die er enthält, dazu ist es jetzt mehr Zeit als je. Soll es denn dazu kommen, daß Mut dazu gehört für einen Deutschen, ein gutes englisches Buch besser zu finden als ein schlechtes deutsches? Soll der Geist unsrer Kriegführenden selber, der den feindlichen Gefangenen schont und erhält, den Geist unsrer Denker beschämen, der den Feind auch da, wo er friedlich ist und Gutes bringt, nicht mehr anerkennen und schätzen will? Was sollte da nach dem Kriege werden, in jener Zeit, vor der wir alle schon ein wenig bangen, wo Reisen und geistiger Austausch zwischen den Völkern darnieder liegen werden? Und wer soll dazu beitragen und daran arbeiten, daß es wieder anders wird, daß man sich wieder versteht, wieder anerkennt, wieder voneinander lernt – wer soll das tun, wenn nicht wir, die wir am Schreibtisch sitzen und unsere Brüder im Felde stehen wissen? Ehre jedem, der mitkämpft, mit Blut und Leben, auf dem Schlachtfeld unter den Granaten! Uns ändern, die es mit der Heimat gut meinen und an der Zukunft nicht verzweifeln wollen, uns ist die Aufgabe geworden, ein Stück Frieden zu erhalten, Brücken zu schlagen, Wege zu suchen, aber nicht mit dreinzuhauen (mit der Feder!) und die Fundamente für die Zukunft Europas noch mehr zu erschüttern.

Noch ein Wort für jene vielen, die man unter diesem Krieg ver-

zweifelnd leiden sieht und denen jede Kultur, jede Menschlichkeit dadurch vernichtet scheint, daß jetzt Krieg ist. Krieg war immer, seit wir von Menschengeschicken wissen, und es waren keine Gründe für den Glauben da, er sei nun abgeschafft. Es war lediglich die Gewohnheit langen Friedens, die uns das vortäuschte. Krieg wird so lange sein, als die Mehrzahl der Menschen noch nicht in jenem Goetheschen Reich des Geistes mitleben kann. Krieg wird noch lange sein, er wird vielleicht immer sein. Dennoch ist die Überwindung des Krieges nach wie vor unser edelstes Ziel und die letzte Konsequenz abendländisch-christlicher Gesittung. Der Forscher, der das Mittel gegen eine Seuche sucht, wird seine Arbeit nicht wegwerfen, wenn eine neue Epidemie ihn überrascht. Noch viel weniger wird »Friede auf Erden« und Freundschaft unter den Menschen, die eines guten Willens sind, jemals aufhören, unser höchstes Ideal zu sein. Menschliche Kultur entsteht durch Veredlung tierischer Triebe in geistigere, durch Scham, durch Phantasie, durch Erkenntnis. Daß das Leben wert sei, gelebt zu werden, ist der letzte Inhalt und Trost jeder Kunst, obgleich alle Lobpreisler des Lebens noch sterben müssen. Daß Liebe höher sei als Haß, Verständnis höher als Zorn, Friede edler als Krieg, das muß ja eben dieser unselige Weltkrieg uns tiefer einbrennen als wir es je gefühlt. Wo wäre sonst sein Nutzen?

(Geschrieben Mitte Oktober 1914. Erstdruck in »Neue Zürcher Zeitung« vom 3. 11. 1914)

Dem Kriege gegenüber bin ich in einer fast peinlichen Lage. Ich fühle ganz für Deutschland und begreife den dort jetzt herrschenden, alles andre überwältigenden Geist von Nationalismus durchaus, kann ihn aber nicht so völlig teilen, wie es für ein vollkommnes Mitleben sein müßte. Ich lebe im Ausland, stehe ferner von dem Herd der großen Psychose, kann das gegen Belgien Geschehene¹ nicht ganz verwinden und bin durch Herkunft wie durch Gewohnheit so stark international eingestellt,

1 Die Verletzung der Neutralität Belgiens und Luxemburgs durch den Einmarsch der deutschen Truppen im August 1914.

daß ich jetzt in den Augen eines reinen Patrioten gar nicht ganz einwandfrei wäre. Mein Vater war Deutschrusse, Balte, meine Großmutter aus Neuchâtel, mir selber ist von Kind auf die Schweiz die zweite Heimat, freilich nur die deutsche. Dazu kommt mein Bedürfnis am Reisen und am Mitleben mit fremden Literaturen. Für Deutschland kommt es jetzt nicht darauf an, im Kleinen gerecht und maßvoll zu sein, die große Psychose, selbst die Wut, ist für das Kriegführen unentbehrlich. Über den Krieg selber aber mich zu freuen, ihn herrlich zu finden, mir von ihm eine goldne Zukunft zu versprechen, ist mir nicht möglich. Wir müssen nachher so bald als möglich mit England und Frankreich besser Freund werden als vorher, das scheint mir für die Zukunft unentbehrlich, und das wäre ohne den Krieg besser gegangen. Frankreichs miserable Politik, Englands Eifersucht, unsre eigenen politischen Fehler müssen wir nun büßen, und mit uns bluten Österreich, Belgien, Frankreich furchtbar mit. Wer da »schuldig« sei oder nicht, kann nicht diskutiert werden, und für jede Partei ist es nötig, fest an ihr Recht zu glauben. Das Ganze bleibt darum doch eine traurige Prügelei um nicht ganz klare Werte. Wundervoll ist ja, was dabei für Früchte an Einigkeit und Opfermut reifen, aber das ist bei den Feinden ebenso, und wir daheim haben gut sagen, dies sei einen Krieg wert. Die, die draußen in Wäldern verfaulen, und die, denen ihre Städte und Dörfer und Felder und Hoffnungen alle verwüstet und zerstört worden sind, denken darüber anders, und ich kann an den Krieg nicht denken, ohne diese Stimmen mit zu hören. [...]

Die Harmonie des Universums fühle auch ich zuzeiten ahnungsweise. Da ich die in meinem körperlichen und instinktiven Leben nur schlecht bestätigt finde, muß ich sie im Geistigen suchen, und da ist man schließlich, wenn man konsequent sein will, auf den Verstand gewiesen, der einzig von unsern Organen fähig ist, sich, selbst im Widerstreit mit unsrem Triebleben, dauernd mit der Weltordnung einig zu fühlen und ihr recht zu geben. Da nicht nur der Krieg und das Völkerleben, sondern auch das Wertvollste in der Kunst nicht vom Verstande diktiert wird, bleibt eine Lücke bestehen.

(Aus einem Brief vom 10. 11. 1914 an Alfred Schlenker, Konstanz)

Kürzlich war das erste Symphoniekonzert, nur Beethoven, am Schluß die Eroica, wie ein kristallisierter Geist des Krieges. [...] Möchte doch Deutschland diesem Kampf ein solches Ende machen können, daß neue und innigere Beziehungen zwischen den Völkern möglich werden! Und möchte doch in allen Ländern die Kraft und Sammlung, die der Schrecken gebracht hat, andauern und bald sich zu Friedenswerken wenden!

(Aus einem Brief vom 15. 11. 1914 an Gustav Gamper, Bern)

Im Geistigen freilich entbehre ich viel und leide nicht nur unter dem Abgeschnittensein, sondern vor allem unter dem Haß zwischen den Völkern. Ich bin gut deutsch gesinnt, aber obenan steht mir die Menschheit.

Doch gibt es auch hier Trost. In der Zeit, da ich am meisten unter alldem litt, bekam ich große Lust, zum Trost wieder einmal etwas Indisches zu lesen. Ich nahm die Bhagavad Gita¹ die ich lang nimmer gelesen. Das ist heute das aktuellste Trostbuch der Welt, handelt von einem Fürsten, der nicht einsieht, warum er in den Krieg ziehen soll, und führt auf so reine Gedankenhöhen, daß alles Leid des Tages erträglich wird. [...]

In Ihre Nöte kann ich mich hineindenken. Zwar fesselt mich kein Beruf als Zwang, aber ich stehe als Bürger, Ehemann, Vater täglich vor Pflichten, denen ich nicht gewachsen bin und die sich mit dem, was ich zuinnerst bin und will, nie decken. Auch darüber weiß Bhagavad Gita gut Bescheid. Mein nie erreichtes, dennoch wertvolles Ideal ist: die Nötigungen des äußeren Lebens hinnehmen wie eine Rolle, die nun einmal nach Möglichkeit auszufüllen ist – immer aber Gott nahe bleiben und sich mit der ganzen Schöpfung eins wissen.

(Aus einem Brief ca. Nov./Dez. 1914 an H. Geza)

Mir ist, gleich allen im Ausland Lebenden, zum Beispiel die Kaltblütigkeit nie ganz begreiflich geworden, mit der man in Deutschland die Niederwerfung Belgiens als eine bedauerliche, doch weiter nicht so schlimme Notwendigkeit hinnimmt. Im ganzen Krieg ist schließlich doch bis jetzt nichts Schlimmeres

¹ Vgl. Hesses Gedicht »Bhagavad Gita« vom November 1914, SW 10, S. 221 f.

geschehen als die Verwüstung dieses überrumpelten Landes. Daß man das jetzt in Deutschland nicht öffentlich sagen darf, ist natürlich und ist richtig, überhaupt ist jetzt nicht Zeit zu Betrachtungen. Falsch ist nur, daß man den Gegnern alles als Falschheit anrechnet, was zum Teil sehr ehrlich gefühlt ist.

Was die intellektuelle Stellungnahme zum Krieg überhaupt betrifft, da steht das Beste, was ich kenne, in der alten Bhagavad Gita. Ihr Inhalt ist die Lehre, die Gott Krishna einem Fürsten erteilt, der nicht in den Krieg ziehen mag, weil er das grausam und unnütz findet. Nun macht ihm Krishna klar, daß er seine Pflicht tun muß, die ihm seinem Stande nach zukommt, und dabei kommt das famose, ganz christliche und fast Luthersche Wort vor, daß jeder seine eigene Pflicht zu tun habe, nicht irgendeine fremde, und daß es besser sei, in eigner Pflichterfüllung zu sterben als sich um seine Pflicht zu drücken. Weiter wird dann die indische Lehre gelehrt, wie sie ja bekannt ist. Ethisch aber ist das Resultat, daß Handeln besser sei als Nichthandeln, jedenfalls sei Nichthandeln durchaus kein Vorzug. Wohl aber sollen wir frei sein vom Gedanken an egoistische Ziele, an die Erfolge des Tuns; wer soweit ist, für den hat Leid und Tod wenig Bedeutung mehr.

(Aus einem Brief vom 15. 12. 1914 an seine Familie in Korntal)

Ich habe in den verschiedenen Armeen so viel Freunde, mehrere auch verloren, daß ich immer noch stark persönlich beteiligt bin. Auch kam ich zu richtiger eigener Arbeit seit dem August nimmer, sondern floh in Studien und Arbeiten mehr historisch-mechanischer Art. Auch blüht mir immer noch die Möglichkeit, zum deutschen Landsturm einrücken zu müssen, was mir keineswegs sympathisch wäre. Es hat sich offenbar das moderne Staatswesen, aufgrund der allgemeinen Wehrpflicht, zu einem jener historischen Krisenpunkte ausgewachsen, wo der Sinn zum Unsinn wird und tödlich wirkt. So sehr ich deutsch bin und deutsch fühle, hat doch der Nationalismus für mich immer nur die Bedeutung einer gewissen Vorerziehung gehabt, einer Art Vorschule zum Ideal der Menschheit. Als Selbstzweck ist er mir nie lieb gewesen.

Die moralischen Werte des Krieges schätze ich im ganzen sehr hoch ein. Aus dem blöden Kapitalistenfrieden herausgerissen zu werden, tat vielen gut, grade auch Deutschland, und für einen

echten Künstler, scheint mir, wird ein Volk von Männern wertvoller, das dem Tod gegenübergestanden hat und die Unmittelbarkeit und Frische des Lagerlebens kennt. Darüber hinaus aber verspreche ich mir wenig vom Krieg, und ein erneutes Hurrawesen wird ja wohl nicht ausbleiben.

Daß aber wirkliche Kultur vernichtet wird, glaube ich nicht. Schöne einzelne Werke, ja, und wertvolle Personen genug – aber der Gedanke der Kultur selbst, der immer nur in einer geistigen Auswahl sein Leben hat, wird eher erstarken. Wenn auch nur bei einem Teil der mitkämpfenden Jugend wirklich das Lebensgefühl vertieft wird, der Sinn fürs Unzerstörbare gestärkt wird, die Freude am Läppischen abnimmt, so ist damit mehr gewonnen als mit einigen Städten und Domen verlorengehen kann.

Das gefällt mir eigentlich an diesem phantastischen Krieg, daß er gar keinen »Sinn« zu haben scheint, daß es nicht um irgendeine Wurst geht, sondern daß er die Erschütterung ist, von der ein Wechsel der Atmosphäre begleitet wird. Da unsre Atmosphäre einigermassen faul war, kann der Wechsel immerhin Gutes bringen. Ob es teuer und etwa allzu teuer erkaufte sei, dürfen nicht wir entscheiden. Die Natur verschwendet immer, ihr ist das einzelne Leben nichts wert. Für uns, die wir als Künstler oder Denker immer etwas abseits standen und mehr im Zeitlosen lebten, für uns können eigentlich nur materielle Schäden entstehen, und die sind immer zu tragen. Es gibt nur ein einziges Reich des Friedens und des ewig Sinnvollen, das steht unerschüttert im Herzen jedes Menschen, der [Joh. Seb.] Bach in der Tiefe erfaßt hat oder Plato oder den Faust. Daran ist nichts kaputtzumachen, und in diesem Reich zu leben, es zur Heimat zu haben und an ihm mitzubauen, ist jedem von uns möglich. Die andern leiden mehr, denen mit dem materiellen Behagen auch alles verloren ging. Freilich haben sie auch mehr zu gewinnen. Ihnen tut es gut, daß ihr Leben einmal nicht vom Kurszettel und der Speisekarte, vom Klub und andrem regiert wird, sondern von den elementarsten Naturkräften, von Hunger und Todesangst.

Das klingt alles sehr hübsch, werden Sie denken, aber was hilft's, wenn täglich Tausende bluten müssen. Freilich, das ist scheußlich. Aber das rohe Leben ist immer scheußlich, wir werden nur heut wilder als sonst dran erinnert. Im Frieden wissen wir Angehörigen des geistigen Reichs wenig von der Verzweiflung, die

an tausend Orten herrscht, von der Sauerei des Geschäfts- und Konkurrenzlebens, von der Not in Fabriken, Kohlenruben etc. Viel lieber als der Krieg ist mir das normale Leben der Herdenmenschen auch nicht, und viele von ihnen merken das jetzt auch und kommen aus den Schlachten heim mit der Sehnsucht, vernünftiger, schöner, besser zu leben als vorher. Wenn das so ist, dann bringt der Krieg am Ende auch Gutes. Das übrige, den Rausch des nationalen Enthusiasmus mit momentanen Opfern etc., schätze ich weit skeptischer ein. Das alles ist zeitlich, wie der Krieg selber, und dem Zeitlichen räume ich im obersten Fach meiner Gedanken wenig Raum ein. Bei Hunderten von deutschen Verwundeten sah ich einen bald müden, bald erregten, immer aber stillen und überlegnen Blick, einen Blick, der den Tod kennt und das übrige nimmer allzu wichtig nimmt. Das ist der Standpunkt, den der Bürgersmann sonst nie kennenlernt. Ein guter Standpunkt. [...]

Kultur, in unserem Sinn, ist vielleicht Glück. Aber sicher ist es nicht das, was bis zum ersten August in Europa offiziell für Glück galt, denn das war ungefähr gleichbedeutend mit Komfort. Die Menschen waren zu viel mit letzterem beschäftigt und hatten für die eigentliche Kultur zu wenig Zeit und Willen mehr, darum sind sie verrückt geworden und schlagen einander tot. Richtig daran ist nur, daß Sterben und Totschlagen nicht sinnloser ist als das, was vordem für Glück gegolten hatte.

(Aus einem Brief vom 26. 12. 1914 an Volkmar Andrae, Zürich)

Der Künstler an die Krieger

Nie begehre ich ein Gewehr zu tragen,
Nicht nach außen ist mein Sinn gewandt,
Laßt mich still in ungestörten Tagen
Bilden an den Werken meiner Hand.

Krieg und Opfer sind mir längst Vertraute,
Satter Friede war noch nie mein Ziel,
Seit ich meine ersten Träume schaute,
Seit der erste Schleier vor mir fiel.

Wunden trag ich, die kein Speer gerissen,
Und geopfert lag ich tausendmal,
Rang um Gott mit blutendem Gewissen,
Lag gefesselt in des Jammers Tal.

Heute nun, da die Geschütze krachen,
Fast vergessnen Kriegsgotts Fahne glüht,
Seh ich Brüder, die mich sonst verlachen,
Froh zum Heldensinne aufgeblüht.

Die in finstrer Fron am Karren zogen,
Denen trüb ein feiges Wohlsein rann,
Alle sind dem Alltag jetzt entflogen,
Jeder ward ein Künstler, Held und Mann.

Manchem, dem vor kleinstem Abgrund graute,
Blicken jetzt die Augen schicksalshell;
Weil er hundertmal den Tod erschaute,
Fließt ihm tiefer nun des Lebens Quell.

Wem das Leben hoch wie euch gebrandet,
Dem ist heilig, was der Gott uns gibt –
Die ihr draußen in den Schlachten standet,
Seid mir Brüder nun und neu geliebt!

(Geschrieben im Dezember 1914)

Aus dem Felde erhalten wir die folgende Zuschrift eines Offiziers: »Der Tag« Nr. 7 vom 9. Januar bringt ein Gedicht »Der Künstler an die Krieger« von Hermann Hesse. Ich weiß, daß die deutschen Künstler nicht so denken, wie es in diesem Gedicht dargestellt wird. Der Dichter spricht darin aus, daß er in seinem nach innen gerichteten Sinne nicht die Waffe tragen, sondern an seinem -Werk arbeiten wolle. Er beschreibt sein Künstlerleben als ein Dasein voll Kampf und Opfer, Wunden und Gefahr, und stellt dies innere Sinnen gleich mit dem Heldenkampfe unsrer Krieger; jetzt, durch den Krieg, seien die Krieger ihm erst eigentlich ebenbürtig geworden. Demgegenüber – wenn man vielleicht